



Frank Maria Reifenberg
Struwwelpippi 2012

Drei sind einer zu wenig

„Ist er tot?“, fragte Marie. Der Mann lag reglos auf dem Boden. Die Chancen standen gut, dass sein Lebenslicht verloschen war. „Das wäre schön“, seufzte die Magd.

„Zu schön, um wahr zu sein“, sagte Monsieur Rosenstein, der früher nur französisch mit den anderen gesprochen hatte. Es hatte sich jedoch schnell herausgestellt, dass weder Marie noch Frau Solalá (mit Betonung auf dem zweiten a!) auch nur ein einziges Wort dieser Sprache verstanden.

Wenn Monsieur Rosenstein sich mit ihnen verständigen wollte, musste er wohl oder übel dieses ungehobelte, knarzige und ganz und gar unter seiner Würde liegende deutsch sprechen. Immerhin erlaubte er sich einen französischen Akzent, und zwar einen richtig ordentlichen französischen Akzent. Jeder sollte auf der Stelle verstehen, von welcher überaus vornehmer Abstammung Monsieur war. (Was sich übrigens als Hochstapelei herausstellen sollte, aber das ist eine andere Geschichte.)

„Man müsste seinen Puls fühlen“, sagte Frau Solalá. „Oder schauen, ob noch ein Atemhauch aus seiner Nase strömt. Er hat eine schöne Nase“, fügte sie hinzu.

Marie starrte sie überrascht an. Im Tonfall, in dem Frau Solalá von der Nase des vielleicht toten Mannes gesprochen hatte, schwang etwas mit, das sie noch nie bei Frau Solalá erlebt hatte.

„Sind Sie verliebt?“, fragte Marie frank und frei heraus.

„Du stellst zu viele Fragen“, sagte Monsieur Rosenstein. „Außerdem stehst du im Weg.“

„Nun haben Sie sich nicht so“, gab Marie zurück.

Sie hatte in den letzten knapp zweihundert Jahren gelernt, dass man sich von diesem Monsieur nicht einschüchtern lassen durfte. Genauso wie man nicht allzu viel auf Frau Solalás Schwermut geben musste. Dieser Hang Melancholie hatte ihr auch den Namen geben. Egal, wann man sie fragte, wie es ihr denn wohl gehe, die Frau im etwas zu eng sitzenden blutroten Abendkleid antwortete mit: „So lalá!“ (Mit Betonung auf dem zweiten a!)

Sie hielt zwischen Zeige- und Mittelfinger der einen Hand immer eine erkaltete ägyptische Zigarette, mit der anderen Hand spielte sie an der sechsreihigen Perlenkette um ihren Hals. An ihren echten Namen erinnerte sich Frau Solalá nicht mehr. (Was vielleicht daran lag, dass sie als Trickbetrügerin sich schon eine Vielzahl von sehr wohlklingenden Namen zugelegt hatte, was aber eine andere Geschichte ist.)

„Wenn ich Ihnen im Weg stehe, können Sie ja einfach durch mich hindurchgehen, Herr Rosenstein“, sagte Marie, wohl wissend, was nun passieren würde. Gerade deshalb sagte sie es.

„Mon Dieu, quelle terrible idée! Quelle horreur“, rief Monsieur Rosenstein nun doch auf Französisch.

Er wedelte mit seinem Spitzentüchlein vor der Nase, was einen kleinen grünlich schimmernenden Sturm auslöste. Marie liebte es, wenn diese Ausdünstungen durch den Raum wirbelten. Sie spürte – wie alle ihre Leidensgenossen – normalerweise rein gar nichts. Nur dieses Zeug, das kribbelte dann an den Ohren, der Nase und in besonders starken Wallungen zerzauste es sogar die Haare.

Dieses Mal reichte Monsieur Rosensteins Erregung dazu leider nicht. „Ich gehe doch nicht durch ein ungewaschenes Bauerntempel. Am Ende rieche ich wie das Tempel in seinen Holzpantinen“, rief er aus.

„Sie sind ein sehr unfreundlicher Mensch“, sagte Marie. Manchmal ärgerte sie sich über Monsieur Rosenstein, schließlich hatte sie doch die älteren Rechte in diesem Haus mit dem (vielleicht) tödlichen Balken. „Was musste er unbedingt hier den Geist aufgeben?“, seufzte sie. Marie konnte sehr schön seufzen, davon hatten schon einige Bewohner des Hauses ein Liedchen gesungen, nachdem sie am Morgen Hals über Kopf die Flucht ergriffen hatten.

„Und du bist ein vorlautes Mädchen“, gab Monsieur Rosenstein zurück. „Der Herzog hat mir die Stellung des Hofbibliothekars angeboten, drei Depeschen hat er geschickt, gefleht hat er, dass ich in sein Château komme und ihm das grausige Durcheinander in seinen Bücherregalen in Ordnung bringe! Wer konnte denn ahnen ...“

Marie bereute schon, etwas gesagt zu haben, denn nun kam wieder die ganze lange Geschichte mit den Straßenräubern, die auf der Landstraße von Lauterborn nach Echternach Monsieurs Kutsche überfallen, seinem Diener gleich an Ort und Stelle den Garaus bereitet und Monsieur selbst mit einem fürstlich luxemburgischen Wackerstein den Schädel eingeschlagen hatten.

Bis zu dem gotischen Haus hatte ihn ein Jägersmann auf seinen Schultern getragen, am nächsten Tag tat er jedoch den letzten Atemzug, just an dem Tag, als Napoleon Bonaparte nunmehr endgültig auf die Insel Sankt Helena verbannt wurde.

„Womit habe ich das verdient?“, jammerte Monsieur. „Eine stinkende Gänsemagd in Holzpantinen und eine Madame mit schlechter Laune. Und das bis an mein Lebensende?“

„Ihr Lebensende? Das scheint mir ein guter Witz zu sein!“ Frau Solalás Oberlippe, die sich in zwei spitzigen Schwüngen zur Nase hinaufzog, kräuselte sich. Das stellte die Andeutung eines Lächelns dar – schon die zweite Gefühlregung an einem Tag, mehr als im ganzen letzten Jahrzehnt. Es schien zweifellos ein besonderer Tag zu sein.

„Wenn er tatsächlich tot sein sollte“, gab Frau Solalá zu bedenken, „woran ich bei unserem Pech hier nicht glaube, dann müsste es auch noch ein Problem beim Übergang seiner Seele ins Jenseits geben. Und selbst wenn sie im Haus verbliebe, er müsste sich zu allem Überfluss auch noch für Kartenspiele interessieren. So viel Glück auf einmal kann man gar nicht haben.“

Da hat sie wohl recht, dachte Marie, denn ihr war längst aufgefallen, wie an der Stirn des Mannes eine sehr sehenswerte Beule wuchs, die er sich beim Schlag gegen den Deckenbalken zugezogen hatte. Hei, was hatte das einen Pardauz gegeben!

Dabei hatte der gute alte John ihn davor gewarnt. Immerhin wurde die Eiche, aus dem ein wackerer Zimmermann diesen wunderschönen Balken geschlagen hatte, im Jahr der Kaiserkrönung Friedrichs des Zweiten gepflanzt, damit solle man sich besser nicht anlegen. Der gute alte John brachte seit einigen Jahren immer im Mai diese sonderbaren Menschen ins Haus. Manche brachten Hund und Katz mit, andere auch Kinder oder einen Stuhl oder eine wollige Decke, ohne die sie nicht schreiben könne, sagte eine von ihnen, das hatte Marie gehört. Sie blieben ein paar Wochen, und hackten auf kleinen Geräten herum und wie von Zauberhand reihten sich auf dem leuchtenden Viereck Buchstaben aneinander, was besonders Monsieur Rosenstein begeisterte und zu der Annahme brachte, es handele sich um Dichter und Denker. Einige dachten ausschließlich und dichteten nichts, einer schlief fast vier Wochen, ein anderer trank noch vor Sonnenuntergang das erste Belohnungsbier, dem nach Sonnenuntergang noch ein paar weitere folgten.

Der reglose Mann auf dem Boden hatte vor seinem Dahinscheiden nicht einmal seine Tasche ausgepackt. Marie schaute noch einmal genauer nach. Doch. Eine Beule. Sie war noch größer geworden.

Frau Solalá hatte sie auch gesehen. „Eine schöne Beule“, sagte sie. „Überhaupt ein“, sie suchte nach dem richtigen Wort, „ein stattlicher Kerl.“

Jedenfalls wuchs bei einer mausetoten Leiche keine Beule mehr. Tot war schließlich tot, so viel wusste Marie, obwohl sie in ihrem ganzen kurzen Leben von vierzehn Jahren nicht einmal Schreiben und Lesen gelernt hatte. Sie hatte Gänse gehütet und zum Martinsfeste geholfen, das Federvieh zu rupfen. An einem Mittwoch im Jahre des Herrn 1793, um genau zu sein am 16. Oktober, hatte sie ihre Gänseschar durch die Straßen geleitet und das Schicksal nahm seinen Lauf. (Übrigens, genau wie das ihrer Namensvetterin auf dem französischen Königsthron, die den Kopf verlor, aber das ist eine andere Geschichte.)

Im Garten dieses Hauses, dessen Balken nun den Mann niedergestreckt hatte, stand eine reich gedeckte Kaffeetafel mit Kuchen und einer Schüssel eingelegter Kirschen, die laut schrien: „Marie, wir sind so süß, so zuckersüß und wohlschmeckend. Niemand wird es merken, wenn du eine einzige von uns stibitzt.“

Man muss es schon als großes Unglück bezeichnen, dass Marie schwach wurde und dann ausgerechnet die eine Kirsche erwischte, die noch einen Kern in ihrem saftigen Inneren trug. Erstickten war kein schöner Tod, das jedenfalls konnte Marie bezeugen.

Sie seufzte beim Gedanken an ihren Tod so tief und inniglich, dass es durch das ganze alte Gemäuer wehte. Der traurige Ton drang ins Ohr des Mannes, vielleicht war es sogar Maries Seufzer, der ihn zurück ins Reich der Lebenden holte. Jedenfalls ächzte, seine Augenlider flatterten.

Er lebt, dachte Marie.

Schöne Augen hat er, dachte Frau Solalá.

Kein vierter Mann fürs Doppelkopfspielen, dachte Monsieur Rosenstein.

Als der Mann sich langsam aufrichtete, verzog er das Gesicht. Um ihn herum schaukelte das Zimmer, er schaute nach oben und sah den Balken, der keinerlei Schaden genommen hatte. Die Hand des Mannes fuhr zu seiner Stirn. „Autsch“, entfuhr es ihm und als er die Finger wegzog, schien es ihm für einen Wimpernschlag so, als habe er ein Mädchen mit blonden Zöpfen, die unter einer weißen Haube hervorschauten, gesehen. Obwohl sein Kopf brummte, holte er schnell ein Notizbuch aus dem Rucksack und schrieb hinein: *13. Mai 2012, fast wäre er hinüber gewesen, der Struwwelpippi 2012. Und eine gotische Eiche, die im Jahr der Kaiserkrönung Friedrichs II. gepflanzt wurde, hätte die Schuld daran getragen. Das Maison gothique beflügelt die Fantasie. Geschichte von drei Geistern, die dort leben und unbedingt jemand brauchen, um ihre Doppelkopf-Runde zu komplettieren (oder ein anderes Kartenspiel, Bridge?). Vielleicht ein eingebildeter Hochstapler, der nicht lesen kann, aber Bibliothekar beim Herzog werden wollte, eine Revuetänzerin und Spiritistin aus den 1920er Jahren (Anita Berber-Typ) und eine Gänsemagd (an einem Kirschstein erstickt!), ihre Seele ist schon am längsten dort hängengeblieben. Vielleicht nenne ich sie Else oder besser Marie (wie Marie-Antoinette).*

Der Mann klappte das Notizbuch zu. Er brauchte einen Eisbeutel, das war klar.

Marie stand hinter ihm, links neben ihr tänzelte Monsieur Rosenstein, rechts spielte Frau Solalá mit ihrer Perlenkette. „Was hat er geschrieben?“, fragte Marie.

Monsieur Rosenstein wedelte mit dem Spitzentüchlein. „Dieses und jenes. Völlig uninteressant.“

Frau Solalá lächelte. Ja, tatsächlich, es war ein echtes und vollständiges Lächeln ohne jede Schwermut. „Fräulein Berber“, sagte sie zu sich selbst. „Das ist ein schöner Name.“

„Er hätte gut zu uns gepasst“, sagte Marie. „Schade, dass er nicht tot ist.“

Frank M. Reifenberg, 1962 in Friesenhagen in der Nähe von Siegen geboren, machte nach dem Abitur eine Ausbildung zum Buchhändler, arbeitete als Presse- und Öffentlichkeitsreferent und als Werbetexter und Mitinhaber einer PR Agentur. 2000-2001 absolvierte er das Ausbildungsprogramm für Drehbuchautoren an der Internationalen Filmschule (IFS) Köln, der Stadt in der er auch seit 1993 lebt. Er schreibt seit 2000 Drehbücher und Konzepte für Film und Fernsehen. Seit 2002 schreibt er Romane. Seit 2008 widme er sich der Jungenleseförderung mit Workshops nur für Jungen, Seminaren und Vorträgen für Erzieher, Eltern, Lehrer und Multiplikatoren in der Buchbranche. Seit 2013 ist er Initiator und künstlerischer Leiter von kicken&lesen Köln. Die Universität zu Köln berief ihn 2013 zum Lehrbeauftragten für „Leseanimation für Jungen“.

<https://frankmariareifenberg.wordpress.com/>